

WAS WIRD AUS DEM CHRISTENTUM?

EBERHARD TIEFENSEE

Brauchen wir das Christentum? Natürlich nicht. Der Mensch braucht zum Leben Luft, genügend Nahrung, annehmbare Temperaturen und die ersten Jahre ausreichende mütterliche Pflege. Das ist alles, wie Jahrmillionen der Menschheitsgeschichte bewiesen haben. Bis vor reichlich zweitausend Jahren ging es nachweislich ohne Christentum. Christentum ist also nicht überlebensnotwendig.

Fraglich ist, ob Religion zur menschlichen Grundausstattung gehört. Die Meinungen gehen hier auseinander. Die neuen Bundesländer, aus denen ich komme, zeigen deutlich, dass es weitgehend auch ohne Religion geht. Den meisten Menschen ohne Religion fehlt nichts, und da nachweislich die Kriminalität in Leipzig nicht höher ist als in Rom, funktioniert offensichtlich im wesentlichen auch die Gesellschaft ohne Religion nicht schlechter als mit ihr. Wozu soll dann aber das Christentum gut sein, wenn selbst nach christlicher Einsicht Nichtchristen nicht einfach in der Hölle landen, sondern jeder und jede, die ihrem Gewissen folgt, ihr Heil finden wird?

Brauchen wir das Christentum? Die Frage ist meines Erachtens falsch gestellt. Die christliche Botschaft ist nun einmal in der Welt. Nachrichten wie diese sind weder nützlich noch unnützlich, sondern wenn sie da sind, muss man sich irgendwie dazu stellen. Das Ereignis Jesus von Nazareth kann, nachdem es sich herumgesprochen hat, genauso wenig rückgängig gemacht werden wie die Entdeckung Amerikas oder die Kernspaltung. Das Christentum ist auf dem Markt und das schon ziemlich

lange, die Frage ist allerdings, ob es sich dort halten kann.

Sie erwarten sicher nicht, dass ich hier Resignation und Verzweiflung verbreite. Allerdings ist für Resignation genügend Anlass. Zur Erinnerung ein paar Zahlen: Bei der Volkszählung von 1946 deklarierten sich 82% der Bevölkerung der Sowjetischen Besatzungszone als evangelisch, 12% als katholisch; für 1990 werden in den neuen Bundesländern aber nur noch 25-30% als evangelisch und 3-5% als katholisch angegeben. Dabei handelt es sich um Durchschnittswerte, die durch einige volksskirchliche Gebiete und durch die ältere Generation stabilisiert werden. In Satellitenstädten wie Berlin-Marzahn oder Leipzig-Grünau sind Christen beider Konfessionen inzwischen Minderheiten, die sich statistisch gesehen im Bereich von Sekten bewegen. In relativ kurzer Zeit erfolgte also ein durchschnittlicher Rückgang der Christen von 94% auf 30% und etwa eine Verzehnfachung der „Konfessionslosen“ von knapp 6% auf zwei Drittel der Bevölkerung. Eine Umkehr dieser Tendenz ist bis heute nicht in Sicht, bestenfalls eine Abschwächung. Aber selbst hier ist wenig Hoffnung: Ich will Sie nicht unnötig erschrecken, aber im Osten Deutschlands sind inzwischen über 80% der jungen Leute ohne Konfessionszugehörigkeit, viele schon in der zweiten oder dritten Generation. Da es diejenigen sind, welche die kommenden Generationen prägen werden, ist die weitere Entwicklung vorhersehbar. „Insgesamt haben wir eine Entwicklung hinter uns, die den (christlichen) Kirchen wenig Chancen belässt, unter den derzeitigen Bedingungen und in den bisherigen Formen Einfluss auf die junge Generation zu gewinnen“, so die Shell-Studie „Jugend 2000“. Die Volkskirchen sind – bis auf einige Restbestände – im Osten Deutschlands offenbar

unwiederbringlich dahin. Noch einmal die Shell-Studie: „Wir stehen am Ende der christlichen Epoche in der Geschichte des Abendlandes.“ Mehr noch: Wenn es wie in den neuen Bundesländern keine nennenswerte Religiosität außerhalb der Reichweite der christlichen Kirchen gibt, dann ist das auch das Ende der religiösen Epoche in der Geschichte des Abendlandes.

Der Religionssoziologe Erhart Neubert nennt diese Entwicklung treffend einen „Supergau von Kirche“, wobei es sich im Unterschied zum GAU von Tschernobyl diesmal nicht um eine Explosion, sondern um eine Implosion handelt. Das ist für mich der Ansatzpunkt, über die Zukunft des Christentums nachzudenken. Religion ist nämlich eher so etwas wie eine Explosion. Durch Religion kommt es zur Kontingenzeröffnung, will sagen: Wenn sich der Horizont zu schließen droht, die Alltagswelt kleinteilig und oberflächlich wird, dann reißt Religion eine vergessene Dimension auf. Dann erwachen Fragen, die sonst verstummen, und werden Fähigkeiten geweckt, die sonst brachliegen. Autofahrer, die sich rasch auf der Autobahn bewegen, bekommen einen Tunnelblick; die Umgebung nehmen sie nicht mehr wahr. So kann es auch den hochbeschleunigten modernen Gesellschaften gehen. Jede Religion, die den Namen verdient, eröffnet dagegen auf praktischem und dann auch theoretischem Wege das Gespür, in einem weiten Horizont als begrenztes Wesen zu stehen und richtet damit den Blick auf etwas, was letztlich unaussprechlich und jenseits aller Alltags-themen ist, und doch zentral, tief innerlich, etwas, das ständig befragt, bewundert und gefeiert, vielleicht auch gefürchtet und beschworen sein will. „Ich bin der Herr, dein Störenfried“, sagt die Stimme. Religion ist also zunächst einmal nicht

das, wofür man sie sonst hält: eine Erhöhung des Lebenskomforts oder der Kitt einer Gesellschaft, sondern Religion ist so etwas wie eine Störung und eine unheilbare Wunde. Natürlich kann der Mensch sich ohne das alles in seiner Lebenshöhle einnisten, aber sehr weit vom Tier ist er dann wohl nicht entfernt.

Solche horizonterweiternde Sprengkraft kann jede Religion entfalten – vielleicht auch die Kunst –, aber in besonderer Weise ist sie im Christentum vorhanden: „Jetzt gibt es nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau, ihr alle seid einer in Christus.“ „In ihm – Christus – sind verborgen alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis.“ Solche kühnen Sätze sind aufgeschrieben worden zu einer Zeit, als die römische Kultur gerade einmal anfang zu registrieren, dass es überhaupt Christen gibt. Vom ersten Tag an erhob das Christentum den Anspruch, alle Grenzen der Kulturen, Sprachen, Nationen und Rassen zu überspringen, zu relativieren, vielleicht sogar zum Verschwinden zu bringen; keine Frage sei ihm fremd, keine Freude und keine Not, die ihm nicht nahe geht, nichts Menschliches. Von Anfang an will das Christentum in diesem Sinne allumfassend sein, mit dem griechischen Ausdruck: katholisch.

Vielleicht nähern wir uns nun wieder dem Anfangszustand, als es nur eine Handvoll begeisterter Leute gab, die aus dem Hinterzimmer ihres Gebetszirkels traten und anfangen, die Welt von dem erstaunlichen Ereignis in Kenntnis zu setzen, dessen Zeuge sie geworden waren. Ich wage keine Prognose, wie sich die konfessionellen Gewichte in den neuen Bundesländern verschieben werden, da besonders die Jugend wenig kalkulierbar ist. Ich enthalte mich auch jeglicher Voraussage, in welche Richtung sich auf längere Zeit das

Wertebewusstsein verändern wird, wenn das Christentum nicht mehr prägend ist. Wahrscheinlich wird das Wissen um zentrale christliche Inhalte weiterhin schwinden; schon heute stehen viele in einer Kirche, wie ich in einem buddhistischen Tempel stände, und müssen sich Details mühsam erschließen. Eine vielleicht ganz andere Kultur wird in unserem Raum entstehen. Aber es kann auch alles nicht so kommen.

Entscheidend dürfte sein, ob und wie es dem Christentum gelingt, auf Sendung zu gehen, was auf lateinisch „Mission“ heißt. Die Situation in den neuen Bundesländern ist dafür in einer Hinsicht ungünstig, in anderer Hinsicht günstig. Ungünstig ist, dass das Christentum erstmalig auf eine Kundschaft trifft, die mit Religion so gut wie nichts anfangen kann. Das ist ihm in der ganzen Kirchengeschichte noch nie passiert, immer traf es irgendwie auf einen Gottesglauben. Es dürfte auch heute weltweit gesehen ziemlich einmalig sein. Ostdeutschland ist so etwas wie das Epizentrum im westeuropäischen Katastrophengebiet. Für diese Religionskatastrophe gibt es noch keine erprobten Strategien. Es ist schwer, den richtigen Anknüpfungspunkt zu finden bei Leuten, die „religiös unmusikalisch“ sind. Es ist schwer, die richtigen Worte zu benutzen, wenn jemand unsicher ist, ob GOTT vielleicht eine Abkürzung ist wie AIDS und SARS, oder vom Beten nur weiß, dass man am Schluss Amen sagt.

Andererseits ist genau diese einmalig-neue Ausgangslage aber auch günstig: Ich nenne drei Punkte:

1. Wo keine religiösen Vorstellungen sind, muss ich auch keine falschen Vorstellungen zerstören. In den alten Bundesländern gibt es oft eine aggressive Haltung gegen alles, was nur entfernt mit Kirche und Christentum zu tun hat. Manche lei-

den regelrecht an „Kirchen- und Gottesvergiftung“. In Ostdeutschland ist diese Erfahrung eher selten. Es finden sich hier oft eine vorsichtige Neugier und auch eine erstaunliche Offenheit.

2. Ich muss als Christ in den neuen Bundesländern die anderen nicht „zurückholen“. Sie sind ja nicht weggelaufen, gehören sie doch schon seit Generationen nicht mehr zur Kirche. Dieses Rückhol-Problem, das oft Volkskirchen haben oder Eltern gegenüber ihren Kindern oder Pfarrer gegenüber ehemaligen Gemeindegliedern, reduziert sich in den neuen Verhältnissen: Ich kann neugierig auf die andere Seite zugehen – wie in ein unbekanntes Land – und gespannt sein, ob und wie sich die Dinge dann entwickeln. Das führt zu einer großen Gelassenheit.

3. In Verhältnissen, wie wir sie in den neuen Bundesländern vorfinden, werden die Christen rasch auf ihre „Kernkompetenz“ zurückgeführt, ja zurückgezwungen. Was die Kirchen intern oft heiß und intensiv beschäftigt, ist für Außenstehende nämlich meist völlig uninteressant und nicht nachvollziehbar. Sie wollen wissen: Wozu seid ihr als Christen eigentlich gut? Werden wir als Christen die richtige Sprache finden? Den meisten ist sie gründlich abhanden gekommen. Wenn sie dem Unaussprechlichen begegnen, dann können sie bestenfalls „Wahnsinn“ rufen, wie damals, als hier in Berlin die Mauer fiel. Kaum jemand ist ein Dichter, der für die plötzlichen Risse in der Alltagswelt die richtigen Bilder und Worte findet. Wir könnten sie liefern, aber können wir es wirklich? Wir reden von vielen Dingen, von denen wir nichts verstehen, fließend und stundenlang; aber in unserer Kernkompetenz sind wir seltsam schweigsam: Die meisten können nicht einmal ihren

Kindern verständlich machen, was der Kern ihres Lebens ist. Es geht dabei doch nicht darum, den Katechismus zu erläutern oder Theologie zu treiben, obwohl das sicher auch nicht das Schlechteste ist, sondern zu verkündigen, was ich persönlich glaube, woraus und woraufhin ich lebe. Was ist die Hoffnung, die mich trägt? Wenn ich eine Hausaufgabe der Christen für das nächste Jahrtausend stellen würde, dann die: Lernen wir es – erneut – von unserer Hoffnung in Bescheidenheit und Ehrfurcht, Rechenschaft abzugeben. Nicht dass wir uns wie die Zeugen Jehovas vor den Haustüren aufbauen, sondern antworten, wenn wir gefragt werden. Aber sehen wir wirklich so aus, wie Menschen, die gern gefragt werden wollen? Welche Sprache sollen wir sprechen? Auf jeden Fall die der Diakonie und Caritas. Die scheinen alle am besten zu verstehen. Dann aber auch die Sprache der Liturgie. Wenn die Not am größten ist, wie nach dem Massaker im Gutenberg-Gymnasium in Erfurt, dann helfen einfache liturgische Zeichen: Blumen, Kerzen, Gesänge und vor allem Segensgesten – Symbole einer tröstenden Gegenwart und einer Hoffnung, dass es doch ein richtiges Leben gibt im falschen.

Kirchentage sind sicher eine gute Sache, aber zu Hause muss beginnen, was wirken soll im Vaterland. Wenn das Gemeinleben vor Ort erstirbt, dann helfen dem Christentum auch keine Großveranstaltungen wie Jugendtreffen beim Papst oder Ökumenische Kirchentage in Berlin auf die Beine. Wichtig scheint mir, dass die Kirche im Dorf bleibt, bei den Menschen. Erfahrungsgemäß gehen sonst nacheinander die drei K verloren: Erst die Kirche, dann der Konsum, zuletzt die Kneipe. Die Menschen verlieren den Bezugspunkt horizontal – d.h. die Verbindung untereinander, und vertikal – nach oben in den

Himmel, nach unten in die Tiefen ihrer Geschichte. Das Leben wird immer eindimensionaler. Es ist eine besondere Form von Alzheimerkrankheit, die hier ausbricht: Man vergisst, dass man Gott vergessen hat. Der Mensch braucht ja auch nicht viel zum Leben: Luft, genügend Nahrung, annehmbare Temperaturen und die ersten Jahre ausreichende mütterliche Pflege. Religionen sind dazu da, diese menschenunwürdige Bescheidenheit zu stören. Und das gilt vor allem für das Christentum – auch in Zukunft.

Anmerkungen

Statement auf dem Podium des Ökumenischen Kirchentags – „Christsein in der Welt von heute“ – am 30. Mai 2003.

Prof. Dr. Eberhard Tiefensee ist Inhaber des Lehrstuhl für Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt.